

Jan-Christoph Hauschild

Schmonzes

Zu einigen Extravaganzen und Überspanntheiten in der Büchnerdeutung

Vortrag auf der Büchner-Tagung in Mainz, 10.10.2012

Als Mischung aus „Revolutionär und Pessimist“¹, als „Nihilist“², „Frühkommunist“³, berauschter „Utopist und Menschenverächter“⁴ als „Jahrtausendgenie“⁵, jüngst erst als Fürsprecher des Massenmords⁶ wurde Georg Büchner nacheinander in den letzten sieben Jahrzehnten gedeutet. Geht es, ist man versucht zu fragen, nicht auch billiger? Das Etikett als Barrikade, hinter der sich Gleichgesinnte verschanzen, die Reduktion eines Lebenswerks auf eine einzige, zudem fragwürdige Perspektive. Wem ist damit gedient, mit Ausnahme vielleicht von Schlagzeilenkonstrukteuren? Denn Büchner hatte ganz gewiß vieles gleichzeitig im Blick. Und das ist ja gerade das Besondere, das Einzigartige an Büchner, daß er in seiner Person eine außergewöhnliche *Synthese* aus wissenschaftlichem Interesse, künstlerischer Kreativität und gesellschaftlichem Engagement darstellt: ein akademisch gebildeter Künstler und Radikaldemokrat, ein Vorzeigebürger aus der deutschen Geistesrepublik.

Daß Verlage, sie mögen nun Reclam heißen oder Rowohlt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft oder Hoffmann und Campe, mit reißerischen oder weihevollen Formulierungen um besondere Beachtung für die von ihnen verlegten Bücher buhlen, ist verbreitete Praxis. Nur selten dürfte die professionelle Übertreibung mit

¹ Ludwig Büttner: „Georg Büchner. Revolutionär und Pessimist. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des XIX. Jahrhunderts“, Nürnberg 1948.

² Robert Mühlher: „Georg Büchner und die Mythologie des Nihilismus“, in: ders.: „Dichtung und Krise. Mythos und Psychologie in der Dichtung des 19. und 20. Jahrhunderts“, Wien 1951, S. 97-145.

³ Thomas Michael Mayer: „Umschlagporträt. Statt eines Vorworts“.- In: GB I/II, S. 5-15, hier S. 5; ders.: „Büchner und Weidig – Frühkommunismus und revolutionäre Demokratie. Zur Textverteilung des Hessischen Landboten“, in: ebd., S. 16-298, hier S. 25 f.

⁴ Werner R. Lehmann: „Nachwort“, in: Georg Büchner: „Werke und Briefe“ (Münchner Ausgabe), Darmstadt 1980, S. 536. Mit den Rauschzuständen waren sowohl solche gemeint, die sich aus „fiebrigen Aktivitäten“ ergeben, als auch solche aufgrund von Drogenmißbrauch (S. 562 f.). Auch für einen „Asket und Dandy“ hielt Lehmann Büchner.

⁵ Wolf Biermann, zit. nach „Georg Büchner und die Moderne. Texte, Analysen, Kommentar“, hrsg. von Dietmar Goltschnigg, Bd. 3, Berlin 2003, S. 510.

⁶ Martin Mosebach: „Ultima ratio regis. Rede zur Verleihung des Georg-Büchner-Preises“, München 2007; Vorabdruck in: F.A.Z., 30.10.2007, Nr. 252, S. 33; Wolfgang Wittkowski: „Georg Büchner. Rückblick und Einblick. Über deutsche Dichtung“, Bd. 4, Frankfurt/Main u. a. 2009. Für Wittkowski „rückt“ Büchner „in den Gutzkow-Briefen [...] unmißverständlich klar heraus mit seinem rabiaten Rigorismus, mit seiner Bereitschaft, das Ärgernis der Revolution, des politischen Massenmordens auf sich zu nehmen“ (S. 128).

einer schlüssigen Vereinfachung komplexer Zusammenhänge einhergehen; in der Regel führt sie lediglich zur Bildung bzw. Festigung von unqualifizierten Pauschalurteilen.

Aber nur Obsessionisten und Exzentrikern würde es in den Sinn kommen, solche Übertreibungen, wie sie sich in nahezu allen Klappen- oder Werbetexten auf den Verlags-Websites finden, polemisch gegen die Autorinnen und Autoren zu wenden, werden diese doch, wenigstens meiner Erfahrung nach, von ihren Auftraggebern gar nicht mehr um Mitwirkung gebeten, weil sie nämlich in der Regel viel zu skrupulös, schlicht und unspektakulär formulieren, gänzlich unbrauchbar also für das Marketing. Wenn ich im folgenden auf einige originell daher kommende, Aufmerksamkeit heischende, bei näherem Hinsehen jedoch seifenblasenartig zerplatzende und insofern von kurzer Verfallszeit bestimmte Übertreibungen in der Büchnerdeutung eingehe, dann sind darunter keine, die dem Genre der „Schmonze“ zuzurechnen wären, wie im Hause Rowohlt derlei Zweckprosa benannt wird⁷. Die nachfolgend analysierten Versuche, Büchner auf einen schlag- bzw. zugkräftigen Nenner zu bringen, sind ausschließlich autorisierten Texten entnommen, Aufsätzen und Monographien.

Mitunter allerdings tragen auch wissenschaftliche Abhandlungen verwirrende Charakterzüge der „Schmonze“. Zum Beispiel die Einleitung zu Henri Poschmanns einbändiger Büchner-Ausgabe aus dem Jahr 1964 im Aufbau-Verlag, die es bis 1984 auf sechs Auflagen brachte. Sie beginnt mit dem dreigliedrigen Satz: „Von Beruf war Georg Büchner Anatom, die erste Schrift, in der sein Name gedruckt wurde, war sein Steckbrief, die Erinnerung an ihn wurde zunächst durch die Geschichte der revolutionären Bewegungen des 19. Jahrhunderts wachgehalten.“⁸ Der Dreischritt erinnert an den Dreiklang, mit dem Karl Viëtor fünfzehn Jahre zuvor seine „abschließende“⁹ Büchner-Biographie untertitelte: „Politik Dichtung Wissenschaft“. Allerdings nur formal; die Thesen finden sich bei Viëtor nicht, seine Ausführungen widersprechen zumindest zweien davon.

⁷ „Die Zeit“, 13.10.1967, Nr. 41; siehe <http://www.zeit.de/1967/41/klappentexte-und-schielende-loewen>.

⁸ „Büchners Werke in einem Band“, Berlin und Weimar, 5. Aufl. 1980, S. V.

⁹ So der Klappentext (Bern 1949).

Welcher Teufel also ritt den Weimarer Wissenschaftler, falsche Fakten in die Welt zu setzen? Offenbar lautet der Subtext seines Satzes: Aufgepaßt, wir haben es hier nicht mit einem Allerweltdichter zu tun, bei Büchner ist alles anders; Leser, lies weiter! Erster Paukenschlag: ein Schriftsteller, aber nicht von Berufs wegen! Ein Anatom, ein Menschenzergliederer war er! Was ja noch schockierender ist als der Beruf eines Arztes oder Mediziners, der sich ebenfalls angeboten hätte (und auch falsch gewesen wäre¹⁰). Zweiter Paukenschlag: Es wurde steckbrieflich nach ihm gefahndet. Es gibt ja nicht viele deutsche Dichter, denen solches widerfuhr. Ein echtes Alleinstellungsmerkmal. Schließlich als dritter Paukenschlag der Hinweis, daß sich der literarische Ruhm erst im Schlepptau der politischen Rezeption eingestellt habe: Revolutionshistoriker trugen Sorge, daß sein Name nicht in Vergessenheit geriet, die Öffentlichkeit kannte den Revolutionär, bevor sie den Dichter schätzen lernte.

Alle drei Behauptungen Poschmanns sind unzutreffend. Den Beruf des Anatomen hat Büchner nie ausgeübt; tatsächlich war er Naturwissenschaftler mit dem Spezialgebiet der niederen Wirbeltierarten und Privatdozent (Lehrbeauftragter) an der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich.

Erstmals gedruckt zu lesen war sein Name in der Frankfurter Literaturzeitschrift „Phönix“ vom 26. März 1835¹¹, und zwar gleich auf der Titelseite; der Steckbrief kam drei Monate später heraus¹². (Nehmen wir es ganz genau, stand Büchners Name zwölf Jahre zuvor schon im Einladungsprogramm einer Darmstädter Privatschule¹³.) Und bekannt, ja fast berühmt war Büchner seit dem Erscheinen seines Dramas „Danton's Tod“ als Dichter der französischen Revolution; als solcher stand er in den Lexika seiner Zeit seit 1838 und bald auch in den

¹⁰ Walter Hinderer in seinem Aufsatz „Die Philosophie der Ärzte und die Rhetorik der Dichter. Zu Schillers und Büchners ideologisch-ästhetischen Positionen“ (in: „Zeitschrift für deutsche Philologie“, 109. Band, Heft 4, 1990, S. 502-520) zählt Büchner irrtümlich zu den „philosophischen Ärzten“.

¹¹ Vgl. Bergemann ¹1922, S. 666.

¹² Vgl. Bergemann ¹1922, S. 640 f.

¹³ Vgl. „Nachricht über die hier neu gegründete Privat-Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt für Knaben, womit zu der auf den 24. und 25. März festgesetzten ersten öffentlichen Prüfung der Zöglinge die verehrlichen Aeltern, und die Freunde der Jugend-Bildung höflichst eingeladen werden von dem Vorsteher der genannten Anstalt Dr. Carl Weitershausen [...]“, Darmstadt 1823, S. 13; vgl. Max Zobel von Zabeltitz: „Georg Büchner [,] sein Leben und sein Schaffen“, Berlin 1915, S. 13.

Literaturgeschichten¹⁴. Seine Beteiligung an „revolutionären Umtrieben“ in Hessen wurde dem literarischen Publikum erst später verdeutlicht¹⁵.

Konsequenzen hatte Poschmanns irriige Trias nicht¹⁶, vielmehr verschwand sie, ohne Aufsehen zu erregen, in der Erinnerungslosigkeit. Es handelte sich ja auch um kein stimmiges Fazit der eigenen Mutmaßungen, sondern lediglich um eine Art journalistischen Aufreißer, einen Weckruf ohne Weiterungen. Bedeutend wirkungsmächtiger war das Büchnerbild¹⁷, das anderthalb Jahrzehnte später Thomas Michael Mayer entwarf, *spiritus rector* der jüngeren Büchnerforschung. Mayers „Schmonze“ war das „Umschlagporträt“, das er dem überwiegend von ihm bestrittenen Sammelband „Georg Büchner I/II“ voranstellte.¹⁸ Gleichwohl löste sein vor allem gegen Lehmann¹⁹ und Jancke²⁰, nicht zuletzt auch gegen eigene

¹⁴ Vgl. Hauschild 1985, S. 193 f.

¹⁵ Vgl. ebd., S. 177 f. und ders., „Das Bild Georg Büchners in der frühen deutschen Arbeiterbewegung“, in: „Wege zu Georg Büchner. Internationales Kolloquium der Akademie der Wissenschaften (Berlin-Ost)“, hrsg. von Henri Poschmann unter Mitarbeit von Christine Malende, Berlin u. a. 1992, S. 234-251, bes. S. 234-237.

¹⁶ Uwe Wittstocks Feststellung von 2005, Büchner sei „promovierter Anatom“ gewesen, muß sich nicht unbedingt von Poschmann herleiten: „Verborgene Verwandtschaft: Was Mediziner und Schriftsteller miteinander verbindet“. In: „Die Welt“, 12.3.2005; siehe <http://www.welt.de/kultur/article557579/Was-Aerzte-und-Schriftsteller-verbindet.html>; unter dem Titel „Feine Verwandtschaft. Was Ärzte und Schriftsteller verbindet“ auch in Wittstocks Blog vom 23. April 2012; siehe <http://blog.uwe-wittstock.de/?p=253>). Büchner „war promovierter Anatom“ heißt es gleichfalls in einem „Trainingsheft schriftliches Abitur Deutsch zu Georg Büchner ‚Woyzeck‘“ (basierend auf einem Schülervortrag), siehe http://www.fo-net.de/Trainingsheft_schriftliches_Abitur_DEU_SH_BG_B%FCchner_Woyzeck_TK_1.pdf (Seite 48). Ob Wittstocks Formulierung dorthin abgewandert ist oder umgekehrt dem entstieg, vermochte ich nicht zu klären. (Alle drei Links wurden am 14.5.2012 aufgerufen.)

¹⁷ Vgl. die Literaturangaben zu diesem Thema bei Carolina Kapraun und Per Röcken: „Weltanschauung und Interpretation – Versuch einer systematischen Rekonstruktion mit Blick auf Deutungen der ‚Woyzeck‘-Entwürfe Georg Büchners“, in: „Georg Büchner Jahrbuch“ 12 (2009-2012), S. 239-273, hier S. 239 f.

¹⁸ Thomas Michael Mayer: „Umschlagporträt. Statt eines Vorworts“.- In: GB I/II, S. 5-15. Zu Mayers Büchner-Porträt, das alle wesentlichen Züge kritikloser Heldenverehrung trägt und bisweilen den Kitsch streift, habe ich 1997 Stellung genommen: „Büchner-Bilder“, in: „Büchner-Opern. Georg Büchner in der Musik des 20. Jahrhunderts“, hrsg. von Peter Petersen und Hans-Gerd Winter, Frankfurt/Main u. a. 1997, S. 33-40, hier S. 35-38.

¹⁹ Insbesondere setzte sich Mayer mit dessen Vortrag „Geht einmal euren Phrasen nach...‘ – Revolutionsideologie und Ideologiekritik bei Georg Büchner“ (Darmstadt 1969) auseinander, genierte sich aber auch nicht, obendrein einen Wahlauf Ruf Lehmanns zugunsten der CDU („Flensburger Tageblatt“, 22.4.1971), den ihm dessen Assistent zugänglich gemacht hatte, auszuschlachten; siehe GB I/II, S. 284, Anm. 446. Im Begehen von Irrtümern und Verursachen von Fehlern unterschied sich Mayer nicht wesentlich von seinen Gegnern (Lehmann, Jancke, Knapp, Wetzel; Hauschild, Poschmann, Wender; Dedner); anders als sie suchte er lediglich rücksichtslos polemisch daraus Kapital zu schlagen.

²⁰ „Büchner [kommt] zu keiner Analyse der Produktivkräfte und nicht einmal der Produktionsverhältnisse im strengen Sinne [...]; daher spielt auch die Frage des Eigentums nicht die entscheidende Rolle in seinen Anschauungen; es ist daher ebensowenig möglich, Büchner im strengen Sinne einen Sozialisten oder Vorläufer des Sozialismus zu nennen“ (Gerhard Jancke: „Georg Büchner. Genese und Aktualität seines Werkes. Einführung in das Gesamtwerk“, Kronberg/Ts. 1975, S. 286 f.); „sein Ideal war eine brüderliche und egalitäre Gemeinschaft von arbeitenden

Ausführungen von 1971²¹ gerichteter Befund, Büchner sei – unter anderem – „libertärer Frühkommunist“ und „Erotiker“ gewesen²², nach Ansicht der „Frankfurter Neuen Presse“ in unserer Zunft „ein mittelschweres germanistisches Erdbeben“ aus. Rolf Michaelis in der „Zeit“ meinte gar, daß dadurch „Tausende von Seiten der bisherigen Büchner-Forschung“ über Nacht „zu Makulatur“ geworden seien; „ohne Kenntnis“ von Mayers Aufsätzen dürfe sich fortan „niemand mehr über Büchner äußern“²³. Ja, das Feuilleton konnte damals ganz schön rigide sein; es fehlte eigentlich nur noch der Zusatz: Dies ist ein Befehl.

Kern von Mayers „Frühkommunismus“-These ist die (seither durch weitere Zeugnisse gesicherte) Erkenntnis, daß sich die neunköpfige Gießener „Gesellschaft der Menschenrechte“ „zum Prinzip der Gütergemeinschaft“ bekannte²⁴. Insbesondere stützte sich Mayer auf eine Aussage des Kronzeugen Gustav Clemm. In seinem Gnadengesuch an den Großherzog vom 22. Mai 1835 nannte er einige besonders spektakuläre Bestandteile der von der „gefährliche[n] Partei, welche Moral, Religion, Recht, ja selbst die Möglichkeit des Staates überhaupt, aufzuheben trachtet“, entwickelten „Theorie einer öffentlichen Moral und Staatseinrichtung überhaupt“: „Die Revolution sollte darnach eröffnet werden mit einem Kriege gegen die Reichen. ‚Alles Vermögen ist Gemeingut‘, wurde docirt etc. Ein falscher Eid wurde in vorkommenden Fällen für eine der heiligsten Pflichten erklärt etc.“²⁵

Menschen, die sich durch das gleiche Maß an Arbeit und durch das gleiche Maß an Bedürfnissen als tätige und insofern ‚tugendhafte‘ Mitglieder der Gesellschaft erwiesen. Daß eine solche Gesellschaft ohne vergesellschaftete Produktionsweise auf einem niedrigen Niveau der Produktionskräfte und damit auf einem niedrigen Niveau der Bedürfnisse stagnieren müßte, ist klar. Für Büchner gibt es aber so etwas wie ein natürliches Niveau der Bedürfnisse. Damit scheint zunächst einmal die Differenz der Positionen Genuß und Askese gegeben [...]. Büchner ist durchaus kein Anhänger des atheistischen und epikureischen Libertinismus [...]“ (ebd., S. 207 f.).

²¹ Siehe Anm. 29.

²² GB I/II, S. 5.

²³ „Die Zeit“, Nr. 29, 13.7.1979.

²⁴ August Becker: „Eine (deutsche) Gesellschaft der Menschenrechte bekannte sich schon vor 11 Jahren zum Princip der Gütergemeinschaft“ („Die Fröhliche Botschaft von der religiösen und socialen Bewegung“, Nr. 6, Lausanne, September 1845, S. 14; vgl. „Vom kleinbürgerlichen Demokratismus zum Kommunismus. Zeitschriften aus der Frühzeit der deutschen Arbeiterbewegung (1834-1847)“, hrsg. von Werner Kowalski, Berlin 1967, S. 390. Weitere Zeugnisse: GB I/II, S. 51, 47 u. 53 (Eichelberg); Erich Zimmermann: „Erinnerungen Minnigerodes an die ‚Gesellschaft der Menschenrechte‘. Aus einer amerikanischen Gedenkschrift von 1895“, in: „Georg Büchner Jahrbuch“ 5 (1985), S. 292-296, hier S. 293; Thomas Michael Mayer: „Die ‚Gesellschaft der Menschenrechte‘ und der ‚Hessische Landbote‘“, in: Katalog Darmstadt, S. 168-186, hier S. 174; zusammenfassend Hauschild 1993, S. 346-348. Vgl. auch Anm. 35 (A. Becker).

²⁵ Noellner, S. 223 f.

Von diesem Zeugnis, das auf die Gießener „Gesellschaft der Menschenrechte“ zu beziehen ist, behauptete Mayer 1979, es sei „seit genau 134 Jahren gedruckt zugänglich“, aber „vermutlich mit Gründen nie zitiert“ worden, womit er die Brisanz und besondere Bedeutung dieser Quelle und die langanhaltende Ignoranz der historischen Forschung in einen Verantwortungszusammenhang brachte. Wahr ist, daß diese Aussage bereits von der frühen Büchnerforschung bis 1922 mindestens dreimal zitiert wurde²⁶, zuletzt 1975 von Hans-Joachim Ruckhäberle²⁷ und 1976 von Renato Saviane²⁸. Ganz besonders aufschlußreich ist allerdings, daß er selbst, Mayer, Clemms Aussage bereits 1971 zitiert, sie damals jedoch als „apokryph“ und damit wertlos abgetan hatte²⁹. Acht Jahre später wurde sie dann zum Kern seiner Frühkommunistenthese. Das Unheimliche an dieser bemerkenswerten Karriere vom Apokryphon zum Evangelium ist, daß nicht etwa die historische Quelle die wissenschaftliche Erkenntnis prägt, sondern das damit einhergehende Büchnerbild willkürlich-spielerisch über Wert oder Unwert der Quelle entscheidet. Das historische Dokument, der Träger der Information, wird nach Gusto entweder als unbrauchbar oder als überragend bedeutungsvoll erklärt, in jedem Fall aber für die eigene Durchsetzungsstrategie instrumentalisiert.

Das Bild vom Frühkommunisten Georg Büchner war zwar konsensfähiger als das vom Neojakobiner; gleichwohl kam es zu teils heftigen Reaktionen. Manche wiesen die Deutung als überzeichnet oder gar unzutreffend zurück; jüngst hat Gideon Stiening die Vorbehalte sogar auf alle entsprechenden Sekundärbelege aus dem Kreis der Mitverschworenen ausgedehnt: Es sei „nicht eine einzige Zeile aus den überlieferten Primärquellen zu entdecken, die auf eine derartige

²⁶ Eduard David: „Der hessische Landbote“. Von Georg Büchner. Sowie Des Verfassers Leben und politisches Wirken“, München 2. Auflage 1896, S. 48; Karl Hoppe: Georg Büchner als sozialpolitischer Denker, Phil. Diss. Leipzig 1922, S. 55 (siehe Jancke, S. 81); Georg Honigmann: „Die sozialen und politischen Ideen im Weltbild Georg Büchners“, Phil. Diss. Gießen 1922, S. 11 (siehe Jancke, S. 84).

²⁷ Hans-Joachim Ruckhäberle: „Flugschriftenliteratur im historischen Umkreis Georg Büchners“, Kronberg/Ts. 1975, S. 231.

²⁸ Saviane, Renato: „Libertà e necessità. ‚Der Hessische Landbote‘ di Georg Büchner“. In: „AION. Annali. Sezione Germanica. Studi Tedeschi“, 19 (1976), Heft 2, S. 7-119, hier S. 89 f.

²⁹ „Büchner stellt einen extremen, ärmlichen Egalitarismus in den Dienst der antifeudalen Revolution; es gibt nur eine einzige, apokryphe Äußerung aus dem Kreis der sogenannten oberhessischen Verschwörung, eine Formulierung des Studenten Clemm, der angab, es sei doziert worden: ‚Alles Vermögen ist Gemeingut.‘“ ([Thomas Michael Mayer]: „Heine, Börne und Büchner im Kampf gegen die deutsche Misere“, in: Autorenkollektiv sozialistischer Literaturwissenschaftler Westberlin: „Zum Verhältnis von Ökonomie, Politik und Literatur im Klassenkampf. Grundlagen einer materialistischen Literaturwissenschaft“, Berlin 1971, 2. Aufl. 1972, S. 36-45, hier S. 44.) Zur Autorschaft bekannte sich Mayer in GB I/II, S. 139, Anm. 14.

politökonomische Position Büchners hinwies“. In Verbindung mit seiner Gegenthese, wonach „Büchners Briefe und Texte [...] ihn als einen Revolutionsbefürworter aus[weisen], der von der Einrichtung der Rechtsstaatlichkeit die Klärung der sozialen Frage erwartete“³⁰, stellt dies offensichtlich den Versuch dar, Büchner eine honorige rechtsphilosophische Position zu bescheinigen und als wackeren Streiter für den Rechtsstaat konsensfähig, quasi briefmarkentauglich zu machen.

Eine besonders bizarre Art des Umgangs mit Mayers Frühkommunistenthese war es, sie aufzugreifen und eigenen Interpretationen gefügig zu machen. Hier wäre auf den Dichter Martin Mosebach einzugehen, den Don Quixote der Gegenauflärung, der Büchner in seiner Dankrede für den Büchnerpreis des Jahres 2007 als „Früh-Kommunist“ bezeichnete, der „keinen Augenblick seines Lebens aufhörte, dem Großherzog von Hessen den Tod an der Laterne zu wünschen“ und „sich von der politischen Arbeit nur distanziert“ habe, „weil er die Zeit noch nicht gekommen sah, [...] um alle Feinde aufhängen zu können“ Des weiteren wollte uns Mosebach glauben machen, Büchners Apologie der revolutionären Jakobinerjustiz führe geradewegs zum Rassenmassenmord der Nationalsozialisten. Aus Zeitgründen überspringe ich diesen Teil meines Vortrags.

Mosebachs Ausführungen gipfelten in einem originellen Einfall³¹: „Wenn wir“ den Ausführungen St. Justs am Schluß des zweiten Akts von „Danton’s Tod“ („Soll eine Idee nicht ebenso gut wie ein Gesetz der Physik vernichten dürfen, was sich

³⁰ Gideon Stiening dehnt die Vorbehalte neuerdings auf alle entsprechenden Sekundärbelege aus dem Kreis der Mitverschworenen aus: Es sei „nicht eine einzige Zeile aus den überlieferten Primärquellen zu entdecken, die auf eine derartige politökonomische Position Büchners hinwies“ (Gideon Stiening: „Man muß in sozialen Dingen von einem absoluten Rechtsgrundsatz ausgehen“. Recht und Gesetz nach Büchner“. In: „Commitment and Compassion. Essays on Georg Büchner. Festschrift for Gerhard P. Knapp, ed. by Patrick Fortmann and Martha B. Helfer.- Amsterdam/New York 2012, S. 21-45, hier S. 40). In Verbindung mit Stienings Gegenthese, wonach „Büchners Briefe und Texte [...] ihn als einen Revolutionsbefürworter aus[weisen], der von der Einrichtung der Rechtsstaatlichkeit die Klärung der sozialen Frage erwartete“ (ebd.), stellt dies offensichtlich den Versuch dar, Büchner eine honorige rechtsphilosophische Position zu bescheinigen und als wackeren Streiter für den Rechtsstaat konsensfähig, quasi briefmarkentauglich zu machen.

³¹ Lorenz Jäger („Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 28.10.2007), Tobias Lehmkuhl („Süddeutsche Zeitung“), Ina Hartwig, („Frankfurter Rundschau“), Joachim Güntner („Neue Zürcher Zeitung“), Hans-Dieter Schütt („Neues Deutschland“, alle 29.10.2007), Sven Felix Kellerhoff („Die Welt“, 2.11.2007), Tilman Krause (ebd., 3.11.2007) konnten dem viel abgewinnen; Heinrich August Winkler und Burghard Dedner („Deutschlandfunk“-Interview, 30. bzw. 31.10.2007), Christian Semler („die tageszeitung“, 1.11.2007), Clemens Heni („Welt-online“, 3.11.2007), Richard Herzinger („Die Welt“, 18.11.2007) und Rolf Schneider (ebd., 27.11.2007) widersprachen.

ihr widersetzt?“) nämlich „das Halbsätzchen einfügten, ‚dies erkannt zu haben, und dabei anständig geblieben zu sein‘“, befänden wir uns „unversehens einhundertfünfzig Jahre später, und nicht mehr in Paris, sondern in Posen“, nämlich bei Heinrich Himmler und seiner berüchtigten Rede vor SS-Führern.³² Dem ist nicht zu widersprechen. Mit Hilfe willkürlicher Zitateinfügungen kann man, gefahrlos und gratis, allerlei literarische Zeitreisen unternehmen. Wer daraus schlußfolgert, Büchners Apologie der revolutionären Justiz führe geradewegs zum Rassenmassenmord der Nationalsozialisten, parallelisiert Robespierres Tugendterror, die Perversion aufklärerischer Ideen im Namen der Menschenrechte³³, zu Unrecht mit der rassistisch motivierten, millionenfachen Vernichtung von Menschenleben, die in der Leugnung der universellen Menschenrechte einem dezidiert gegenaufklärerischen Impuls folgt. Die Gemeinsamkeit liegt allein im Gewaltprinzip, das aber zur Menschheitsgeschichte gehört.³⁴ Und das Übel besteht in seiner ungerechten Anwendung.

Büchners Freund Wilhelm Schulz, weder Neojakobiner noch Gleichheitskommunist, sondern überzeugter Anhänger der Marktwirtschaft und insofern dem Dichter Mosebach näher als seinem Darmstädter Landsmann, zitierte Büchner mit den Worten, bei der Tötung von Revolutionsgegnern während der Französischen Revolution habe es sich um einen Akt der „revolutionären Notwehr gegen innere Feinde“ gehandelt; im „Sturmleben der Revolution“ komme dies der „chirurgischen Operation des resoluten Abschneidens der tödtlich angesteckten Glieder“ gleich. Schulz pflichtete dem sogar ausdrücklich bei: Eine

³² Martin Mosebach: „Ultima ratio regis. Rede zur Verleihung des Georg-Büchner-Preises“, München 2007; Vorabdruck in: FAZ, 30.10.2007, Nr. 252, S. 33.

³³ August Becker formulierte 1844: „Robespierre mag die besten Absichten gehabt haben, wie die Republikaner behaupten, – meinetwegen! Aber es war brutal von ihm, seine Mitmenschen so hinzuschlachten, wie das liebe Vieh. Mit dem zehnten Theil des vergossenen Bluts hätte er, meiner kommunistischen Meinung nach, Frankreich, die Republik, die Menschheit retten können, wenn er mehr Vernunft gehabt hätte. Daran aber fehlte es dem armen Mann. Er konnte nicht hinaus über die Widersprüche der Konstitution von 1793; er konnte das Privateigenthum nicht begreifen; es war ihm heilig“ („Was wollen die Kommunisten? Eine Rede, im Auszug vorgetragen [...] von August Becker“, Lausanne 1844, S. 52).

³⁴ In ganz ähnlichen Worten rechtfertigte 1835 der Klavierbauer und Linksrepublikaner Wolfgang Strähl, zeitlich ungefähr parallel zum Erscheinen von „Danton's Tod“, die jakobinische „terreur“: „Wenn sich Robespierre und Saint-Just hinreißen ließen und den Beispielen, die so alt sind wie die Welt, Blut zu vergießen, folgten, so fand doch hier wenigstens ein Unterschied statt, nemlich man glaubte, es bedürfe des Blutes, um die Rechte des Volkes und Freiheit und Gleichheit herzustellen, während Monarchen zur Unterdrückung dieser und zu ihrem Interesse hinmordeten“ (Wolfgang Strähl: „Briefe eines Schweizers aus Paris 1835-1836. Neue Dokumente zur Geschichte der frühproletarischen Kultur und Bewegung“, hrsg. von Jacques Grandjón, Waltraud Seidel-Höppner und Michael Werner, Berlin 1988, S. 188.

solche Auffassung bewahre „vor jener krankhaften Sentimentalität, vor jener ‚verdammungswürdigen Gutmüthigkeit‘, wie sie einmal Büchner einem seiner Freunde scherzend vorwarf, welche noch im Entscheidungskampfe, durch grausame Schonung gegen Einzelne, die Rechte, das Glück und die Hoffnungen ganzer Völker und künftiger Generationen Preis gibt.³⁵“ Büchner, so Schulz weiter, unterscheide sich damit zugleich von „den Fantasten der Dampf Guillotine“, die, „wenn sie Einfluß gewännen, am allerersten die Revolution selbst unter die Guillotine brächten, da sie die eine große That der Befreiung in hunderterlei Thaten der persönlichen Rachsucht zersplittern würden.“ Vielmehr sei Büchners Auffassung eine „wahrhaft humane; da sie, mit all' ihren Consequenzen in Kopf und Herz aufgenommen, gegen jede unnütze Grausamkeit das Maaß in sich selbst“ trage³⁶. Von diesem Zeugnis ließe sich mit weitaus mehr Berechtigung sagen, daß es der Forschung seit über 150 Jahren gedruckt zugänglich ist, vermutlich aber mit Gründen zwar nicht nie, aber doch höchst selten zitiert wird.³⁷

Zu Mayers Büchnerbild-Angebot von 1979 gehörte auch der „Erotiker“ Georg Büchner. Wieder stützte er sich dabei auf Dokumente, im hier zu untersuchenden Fall auf den nur durch Karl Emil Franzos überlieferten Bericht eines Jugendfreundes. Der bis heute nicht identifizierte Gewährsmann erinnerte sich an eine Begegnung mit Büchner vor dem Darmstädter Jägertor an einem Sommerabend des Jahres 1831: „Er sah sehr ermüdet aus, aber seine Augen glänzten. Auf meine Frage, wo er gewesen, flüsterte er mir in's Ohr: ‚Ich will's dir verrathen: den ganzen Tag am Herzen der Geliebten!‘ ‚Unmöglich!‘ rief ich. ‚Doch‘, lachte er, ‚vom Morgen bis zum Abend in Einsiedel und dann in der Fasanerie!‘“³⁸

³⁵ Vgl. „Eure Barmherzigkeit mordet die Revolution“; „Danton's Tod“, I/3.

³⁶ Grab 1985, S. 77.

³⁷ Gleiches geschieht mit August Beckers wiederentdeckter Selbstaussage von 1845, wonach in Gießen Robespierre und Saint-Just zu seinen „Heilige[n]“ zählten ([August Becker (Redeauszug)], in: „Die Fröhliche Botschaft von der religiösen und socialen Bewegung“, Nr. 4, Lausanne, Juli 1845, S. 5). Die Nrn. 3-5 der Zeitschrift galten als verschollen, ehe ich die ersten vier Hefte aufgrund eines Zitats aus Heft 4 in Hans Gustav Kellers Dissertation „Die politischen Verlagsanstalten und Druckereien in der Schweiz 1840-1848. Ihre Bedeutung für die Vorgeschichte der Deutschen Revolution von 1848“, Bern u. Leipzig 1935, S. 154, im Staatsarchiv Bern entdeckte; siehe Wender 1988, S. 157 und Hauschild 1992, S. 49. Beckers wichtiges Bekenntnis wird in MBA 3.2, S. 199 aus durchsichtigen Gründen kleingeredet.

³⁸ F, S. XXXV.

Hundert Jahre lang war niemand auf die Idee gekommen, in dieser „Geliebten“ etwas anderes zu vermuten als die Personifikation der Natur³⁹. Schließlich waren die Wälder rund um das Forsthaus Einsiedel und die großherzogliche Fasanerie bei Kranichstein bevorzugte Ausflugsziele der Darmstädter, nur rund eine Fußstunde vom Zentrum entfernt. Doch seit 1972 war der Bericht eines weiteren Freundes bekannt, dem Büchner im Sommer 1833 seine schwärmerische Verehrung für eine engelgleiche „fille perdue“ anvertraute⁴⁰. Wer damit gemeint gewesen sein könnte, blieb rätselhaft, bis Mayer als Kandidatin für den gefallenen Engel ein Fräulein Lottchen Cellarius ins Spiel brachte⁴¹. Sie galt bis dahin als unbescholten – genauer gesagt, wußte man von ihr nur, daß Büchner weitere zweieinhalb Jahre später diese Klavierlehrerin seines Bruders Ludwig in einem Brief verstoßen grüßen ließ. Doch für Mayer paßte all dies zusammen: Einsiedel und Kranichstein als „amourös-verschwiegene“ Tatorte⁴², der geschändete gute Ruf einer Unbekannten und die ledige Lehrerin – drei Indizien, die anscheinend als handfester Beweis für die „frühe Libertinage“⁴³ des Dichters taugten.

Nachdem ihn Kollegen freundlich auf den Unterschied von Naturliebe und natürlicher Liebe hingewiesen hatten, räumte Mayer etwas gewunden ein, „im engen Kontext eines besonders hervorgehobenen, unbescholtenen ‚sittlichen Wandels‘ und statt dessen ‚mit Schwärmerei‘ geliebter, spaziergangsweise geradezu angebeteter Natur“ werde man jene Geliebte „doch auf diese letztere beziehen müssen und nicht auf ein Techtelmechtel“ des Siebzehnjährigen⁴⁴. „Amouröse Abenteuer“ des Heranwachsenden „im damaligen Darmstadt“ seien jedoch keineswegs auszuschließen⁴⁵: Er halte Büchner jedenfalls für keinen bloßen Texterotiker; die von „Reinhold Grimm im Werk so glänzend nachgezeichnete“ „Skala der Liebe“ mache ihm „keinen papiernen Eindruck“⁴⁶.

³⁹ Gerade erst hatte Gerhard Jancke erwähnt, daß Büchner „die Natur als seine Geliebte [bezeichnete]“ (Jancke, S. 30).

⁴⁰ Heinz Fischer: „Georg Büchner. Untersuchungen und Marginalien“, Bonn 1972, S. 81.

⁴¹ Thomas Michael Mayer: „Umschlagporträt. Statt eines Vorworts“.- In: GB I/II, S. 5-15, hier S. 12.

⁴² Thomas Michael Mayer: „Büchner-Chronik“.- In: GB I/II, S. 357-425, hier S. 365.

⁴³ Thomas Michael Mayer: „Lottchen Cellarius“. In: GBJb 1/1981, S. 191-194, hier S. 192.

⁴⁴ Ebd.

⁴⁵ So der Standpunkt von Erich Zimmermann: „Grüße an Fräulein Lottchen. Eine Darmstädter Jugendliebe Büchners?“, in: „Darmstädter Echo“, 9.5.1981.

⁴⁶ Mayer 1981, S. 194, Anm. 17.

Grimm nämlich hatte in einem Aufsatz „Über die Liebe bei Georg Büchner“ mit alliterierender Suggestivkraft⁴⁷ darauf hingewiesen, daß es in Büchners Stücken „von Hingebung und Huren, Liebenden und Libertins, schonendster Zärtlichkeit und rücksichtlosester Geilheit“ nur so „wimmelt“⁴⁸. Grimm bezeichnete die „Sachlage“ als „eindeutig“⁴⁹: „Büchner war Erotiker und Revolutionär, war erotischer Revolutionär und revolutionärer Erotiker“, „ein Mensch vom Schlage Dantons“⁵⁰. In seinem eifernden Überschwang plädierte er dafür, und zwar – wie er einräumte – „ohne jede Kenntnis der Handschriften“⁵¹, Woyzecks ihn „sonderbar und sinnlos“ anmutendes „Wort ‚Zickwölfin‘ (für Marie)“ als „Fickwölfin“ zu lesen, „zumal die Wölfin ja seit alters als Symbol der Geilheit“ gelte⁵² – „stich, stich die Zickwölfin todt“, skandiert der von Mordphantasien geplagte Woyzeck, als Echo auf seine akustischen Halluzinationen.

Nun sind eine Z- und eine F-Versalie selbst in Büchners flüchtiger Kurrentschrift nicht zu verwechseln. Zudem übersah Grimm, daß es sich bei „Zickwolf“ um einen alten Sippennamen (ursprünglich „Sigiwolf“) handelt, der in Deutschland, besonders in Baden und der Südpfalz, bis auf den heutigen Tag verbreitet ist, derzeit durch ungefähr zweihundert Namensträger. Es ist daher nicht mehr aber auch nicht weniger festzuhalten, als daß Woyzecks Lebensgefährtin, die Mutter seines Sohnes, im Drama Marie Zickwolf heißt. Für Grimm indes war „Fickwölfin“ ein Übername mit laszivem Hintersinn und fügte sich wunderbar ins Gesamtbild vom großen Erotiker.

„Als außenseiterischer Revolutionär mußte Büchner konsequenterweise auch außenseiterischer Erotiker sein“, pflichtete 1986 Theo Buck bei; „naturhafte Liebe und freie Partnerwahl nach antiken Mustern bildeten seine Orientierungsgrundlage“⁵³, „sinnliche Lust ohne Maske gehörte zu seinem

⁴⁷ Die einprägsame Klangfigur hatte Büchner vorgegeben: „Sieh die hübsche Dame, wie artig sie die Karten dreht! ja wahrhaftig sie versteht's, man sagt, sie halte ihrem Manne immer das Cœur und andern Leuten das Carreau hin“ („Danton's Tod“, I/1).

⁴⁸ Reinhold Grimm: „Cœur und Carreau. Über die Liebe bei Georg Büchner“, in: GB I/II, S. 299-326, hier S. 299.

⁴⁹ Ebd.

⁵⁰ Grimm, S. 318.

⁵¹ Grimm, S. 322.

⁵² Grimm, S. 325, Anm. 78.

⁵³ Theo Buck: „Grammatik einer neuen Liebe. Anmerkungen zu Georg Büchners Marion-Figur“, Aachen 1986, S. 14.

Programm⁵⁴. Denn werde nicht in „Danton's Tod“ „programmatisch verkündet“: „Der göttliche Epicur und die Venus mit dem schönen Hintern müssen statt der Heiligen Marat und Chalier die Thürsteher der Republik werden“⁵⁵? Büchners Dichtungen legten für Buck nahe, daß er nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis ein Apostel hedonistisch-laxer Liebes- und Sexualmoral war, ein Libertin des Geistes und der Sitten und „alles andere als ein Verteidiger des abendländisch-christlichen Ehedogmas“⁵⁶. „Hinsichtlich der sinnlich-erotischen Intensität“ dürften wir „getrost von einer völligen Übereinstimmung“ zwischen der Prostituierten Marion (in „Danton's Tod“) „und ihrem libertinistischen Schöpfer ausgehen“⁵⁷, in ihr habe Büchner „einen wesentlichen Teil seines erotischen Wunschpotentials verlebendigt“⁵⁸.

Was hier geschieht, ist die Aufhebung der kategorialen Grenze zwischen Fiktion und Realität bzw. zwischen Kunst und Lebenspraxis⁵⁹. Die dramatische Dichtung wird quasi zum Sekundärtext herabgestuft, der den Primärtext, das Leben, mangels Masse mit Inhalt füllen soll⁶⁰. Es ist, um einen Büchnerpreisträger zu zitieren, der „verzeihliche, wenn auch absolut unliterarische Wunsch, Werk und Autor möchten wie zwei Sandwichhälften konturgleich aufeinanderpassen“⁶¹. In

⁵⁴ Buck, S. 26.

⁵⁵ Ebd., S. 14.

⁵⁶ Ebd., S. 13.

⁵⁷ Ebd., S. 28.

⁵⁸ Ebd., S. 29.

⁵⁹ Obgleich Lehmann vor dem „Rückschluß vom Werk auf den Autor“ warnte, beging er selbst diesen kardinalen Fehler, als er „extreme Widersprüche“ konstatierte, die „Büchners Persönlichkeits- und Charakterbild“ bestimmten und dabei zwischen Figurenrede und Briefaussagen nicht unterschied; siehe Lehmann 1980, S. 536 f.

⁶⁰ Vgl. auch hierzu bereits Wender (siehe Anm. 1), S. 41-45. Arnd Beise erliegt ebenfalls der Versuchung, Büchners Position in „Danton's Tod“ dadurch bestimmen zu wollen, daß er – begründungslos – das Programm der Dantonisten mit Büchners „persönlichen Ansichten“ identifiziert (Beise 2010, S. 60).

⁶¹ Wolfdietrich Schnurre, Büchnerpreisrede 1983, zit. nach „Georg Büchner und die Moderne. Texte, Analysen, Kommentar“, hrsg. von Dietmar Goltschnigg, Bd. 3, Berlin 2003, S. 264. Aber auch das umgekehrte Verfahren kam zur Anwendung, die Zurückweisung widersprechender Lebenszeugnisse (in diesem Fall von Briefaussagen), um die eigene Exegese widerspruchsfrei präsentieren zu können: Wolfgang Martens, der quasi-religiöse Fragen als „eigentliche Mitte“, als „gedankliches Zentrum“ von „Danton's Tod“ ausgemacht hatte, Fragen „nach dem Sinn des Seins und nach der Weltordnung“, plädierte deshalb nicht bloß für die Befreiung „vom Stofflichen, von den Vorgängen im Vordergrund“, sondern räumte zugleich ein, daß „einige briefliche Äußerungen Büchners geeignet“ seien, „uns auf die falsche Fährte zu locken“ (Wolfgang Martens: „Ideologie und Verzweiflung. Religiöse Motive in Büchners Revolutionsdrama“, in: „Euphorion“ 54 (1960), S. 63-108, hier S. 83.). Daß die Kunst der Auslegung vielfach zu treffigeren und verlässlichen Ergebnissen führt als der Verweis auf reine Faktizität, sei unbestritten; daß aber Lebenszeugnisse aus erster Hand, die eine extravagante Interpretation geradezu dementieren, sich eben dadurch als unbrauchbar erweisen, bedürfte ausführlicher Begründung.

Wahrheit wissen wir über das Gefühlsleben von Büchner wenig, über seine Privatmoral und seine erotische Praxis überhaupt nichts. Gegenüber der Sache, der er sich verschworen hatte, war er zu großen Leidenschaften und Gemütsbewegungen fähig; unter Freunden gab er sich heiter, sogar ausgelassen⁶²: ein munterer Unterhalter, witzig und erfindungsreich⁶³. In fremder Gesellschaft, aber auch im Kreis alter Bekannter konnte er ablehnend spröde⁶⁴, schroff⁶⁵, spöttisch⁶⁶ und hochmütig⁶⁷ auftreten. Nicht zu dementieren ist auch seine durch Schulz überlieferte „etwas“ vornehme und aristokratische, beinahe prinzliche Erscheinung⁶⁸, ebensowenig sein ausgeprägtes, ja fast übertrieben anmutendes Bewußtsein für vornehme Schicklichkeit⁶⁹: Sein Bruder Wilhelm stellte ihn sich Ende 1831 in Straßburg als einen „sehr eleganten Herrn“ vor, wegen der Kurzsichtigkeit mit einem Augenglas an der Weste, „den Hut unter dem Arm, eine Cravatte bis über die Ohren, Sporen an den Stiefeln“⁷⁰. Als Gießener Student war er sogar im Hochsommer mit Zylinderhut unterwegs⁷¹, zu seiner ersten Station in Zürich und damit zu seiner Postadresse für die offizielle Kontaktaufnahme mit dem Dekan der Philosophischen Fakultät erkor er das vornehme Hotel „Schwert“, eines der ersten am Platze⁷². Professor Baiter sollte offenbar gleich wissen, mit wem er es zu tun hatte; mit keinem hergelaufenen

⁶² Fischer 1987, S. 273 (Muston).

⁶³ Grab 1985, S. 65 (Wilhelm Schulz), ebd. S. 137 (Caroline Schulz).

⁶⁴ Hauschild 1985, S. 326 (Edouard Reuss).

⁶⁵ Carl Vogt: „Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke“, Stuttgart 1896, S. 121.

⁶⁶ Nachweise für spöttisches Verhalten in MBA 10.2, S. 194.

⁶⁷ Aus „Haß [...] gegen die, welche verachten“, habe er „Hochmuth gegen Hochmuth, Spott gegen Spott“ gekehrt, räumt Büchner im Brief an die Familie vom Februar 1834 selbst ein (Georg Büchner: „Briefwechsel. Kritische Studienausgabe“, hrsg. von Jan-Christoph Hauschild, Basel u. Frankfurt/Main 1994, S. 36).

⁶⁸ So Wilhelm Schulz 1851 (Grab 1985, S. 66).

⁶⁹ Lehmann hat daraus (zu Unrecht) eine „hochmütige, ungeduldige, süffisante Exklusivität“ abgeleitet (Lehmann 1980, S. 536).

⁷⁰ Die Marburger Ausgabe hält diese Imagination für „ironisch“ (MBA 10.2, S. 105). Ich kann in dem gesamten Brief keine Spur von Ironie entdecken. Eine übertreibende Darstellung ist allerdings nicht auszuschließen.

⁷¹ Carl Vogt spricht explizit vom „hohen Zylinderhut“, den Büchner getragen habe und „der ihm immer tief unten im Nacken saß“ (Vogt, S. 121). Als Büchner sich nach der Verhaftung Minnigerodes am Abend des 1. August 1834 auf den Weg machte, um die Verbündeten zu warnen, trug er laut „Signalement des stud. med. Georg Büchner von Darmstadt“ vom 4. August diesen „runden schwarzen Hut“ (Hauschild 1993, S. 378), was dann Ludwig Rosenstiel zu der Bemerkung veranlaßte, Büchner sei „wie ein Hanswurst verkleidet in geheimen Aufträgen zu Offenbach“ gewesen (Wilhelm Rehmann: „Gießener Studentenbriefe aus dem Jahre 1834“. In: „Nachrichten der Gießener Hochschulgesellschaft“ 21 (1952), S. 143-154, hier S. 148 f.; vgl. Mayer in GJB 1 (1981), S. 275-286, hier S. 282 f.).

⁷² Hauschild ²1997, S. 709 und ²2011, S. 151. Büchner meldet die Unterredung mit Baiter im Brief an die Eltern vom 25. Oktober 1836; siehe die Antwort der Mutter vom 30. Oktober (Georg Büchner: „Briefwechsel. Kritische Studienausgabe“, hrsg. von Jan-Christoph Hauschild, Basel u. Frankfurt/Main 1994, S. 119).

Flüchtling jedenfalls. Die Sehnsucht nach Gleichheit verbindet sich bei Büchner augenscheinlich mit einem ausgeprägten Sinn für Distinktion.

In seinen Dichtungen setzte er sich über manches Tabu hinweg; außerhalb seiner Dichtungen verriet Büchner mehr als einmal Übereinstimmung mit den gesellschaftlichen Normen und Werten, Sensibilität gegenüber herkömmlicher Sitte und Moral und schamhafte Rücksichtnahme auf das sogenannte schwache Geschlecht. Im Brief an die Eltern vom 28. Juli 1835 räumte Büchner ein, daß sich „Danton's Tod“ aufgrund seiner überbordenden bildhaften Sexualität als „Lecture für junge Frauenzimmer“ nicht eigne⁷³, der Medizinerfreund Boeckel wurde mit Brief vom 1. Juni 1836 darüber belehrt, daß er seine Briefe, die ein „Frau[en]zimmer“ gynäkologischer Details wegen nicht lesen sollte, auch nicht an ein Frauenzimmer hätte adressieren und ihm also „schicklichkeitsha[l]b[er]“ nur unter Kuvert hätte zukommen lassen dürfen⁷⁴, und die dubiose Gefährtin des österreichischen Spions Aldinger, nach damaliger Aktenlage ein ungarisches „Freudenmädchen“, bezeichnete der Schöpfer von Rosetta und Rosalie, Adelaide und Marion Anfang Juni 1836 in einem Brief an die Familie wenig einfühlsam als „liederliche Person“⁷⁵.

Wir müssen mit solchen Widersprüchen zwischen Figurenreden und Autorbekundungen leben. Schon deshalb, weil wir es mit einem jungen Mann des frühen neunzehnten Jahrhunderts mit vielseitigen Interessen zu tun haben, nicht mit einem strikt auf seine Außenwirkung bedachten Politfunktionär der jüngeren Vergangenheit. Wer unter Berufung auf das Etikett des Frühkommunisten und Sensualisten konsequentes Verhalten in allen Lebensäußerungen behauptet, muß doch staunen, daß Büchner mit der Tochter eines Pfarrers verlobt, nicht mit der eines Berufsrevolutionärs locker liiert war, in einem harmlosen Straßburger Studentenkränzchen wortreich für die Republik warb⁷⁶ und nicht Vorträge in Arbeiterbildungsvereinen hielt, mit Theologenfreunden anstatt mit Frühsozialisten

⁷³ Georg Büchner: „Briefwechsel. Kritische Studienausgabe“, hrsg. von Jan-Christoph Hauschild, Basel u. Frankfurt/Main 1994, S. 74.

⁷⁴ Ebd., S. 101 f.

⁷⁵ Ebd., S. 105. Einschließlich sämtlicher Varianten findet sich das vorwurfsvolle Wort in Büchners Briefen nicht weniger als siebenmal.

⁷⁶ Vgl. Hauschild 1993, 185-192.

die Vogesen durchstreifte⁷⁷, das Straßburger „Casino théologique et littéraire“ im Café Kamm besuchte⁷⁸ und nicht die republikanische Kasinogesellschaft, die „Société patriotique“, die im Café Faudel zusammenkam⁷⁹, zu Sauerländer und Gutzkow anstatt zu Campe und Börne bzw. Heine Kontakt aufnahm, sich an Cottas Komödienkonkurrenz beteiligte anstatt einen Solidaritätsfonds für die in Darmstadt Verhafteten einzurichten, in die von der Geldaristokratie regierte Schweiz übersiedelte anstatt mitten im vorrevolutionären Paris unterzutauchen und in Zürich, wie er Wilhelmine Jaeglé am 20. Januar 1837 schrieb, „jeden Abend“ für „eine oder zwei Stunden“ ins nahegelegene „Casino“ der aristokratisch dominierten Assemblée-Gesellschaft am Hirschengraben ging, anstatt ins liberale „Café littéraire“ im Haus zum Roten Turm⁸⁰.

Möglich, daß jemand selbst diesen (von mir demonstrativ polarisierten) Entscheidungen Büchners eine esoterische Lesart abzugewinnen vermag – mir scheint es naheliegender, das Bild, das wir uns von Georg Büchner machen, an diesen Entscheidungen zu orientieren, ohne sie als Vorwurf gegen ihn zu wenden.

Das Erotikthema spielt in der Büchner-Interpretation heutzutage kaum noch eine Rolle; ganz zurückdrängen läßt es sich aber auch nicht, wie zwei Beispiele aus neuerer Zeit belegen. Ariane Martin⁸¹ glaubt in der Ankleideszene von „Leonce und Lena“ die „als sexueller Witz inszenierte Anspielung auf ein körperliches Phänomen“ entdeckt zu haben, eine „Erektion“. So jedenfalls liest sie König Peters Feststellung: „Halt, pfui! der freie Wille steht davorn ganz offen“; gewissermaßen mit Betonung auf dem „steht“ und einem Komma hinter „davorn“. Sie hat keinen Zweifel, „das[s] in der Hose ‚davorn‘ etwas offen ‚steht““. Ich – und die meisten von Ihnen vielleicht mit mir – hatte die Diagnose bis dahin anders verstanden, im Sinne von: *das Hosentürl steht offen*. Allein schon deshalb, weil Peter ja zuvor von zwei Kammerdienern (entweder nicht sehr sorgfältig oder bewußt unvollständig) angekleidet worden ist, kein ganz unsportlicher Vorgang, und weil der alte Herr

⁷⁷ Ebd., S. 212-215.

⁷⁸ Ebd., S. 130 f.

⁷⁹ Ebd., S. 155 f.

⁸⁰ Ebd., S. 587.

⁸¹ Ariane Martin: „Absolut komisch. König Peter und die Philosophie in Büchners Leonce und Lena“, in: „Georg Büchner und das 19. Jahrhundert“, herausgegeben von Ariane Martin und Isabelle Stauffer, Bielefeld 2012, S. 183-198, hier S. 187 f.

obendrein vor seiner „Feststellung“ ein paar Runden im Zimmer gedreht hat, was wohl auch mit einem gewissen Spannungsverlust einhergehen dürfte. Rein menschliche Erfahrung sagt mir bereits an diesem Punkt meiner Überlegung, daß Martin sich in punkto Erektion auf dem Holzweg befindet. Aber auch ihrer Deutung des „pfui“ als verräterisches, „den Tabubereich des Sexuellen üblicherweise sanktionierendes“ Signal mag ich nicht zustimmen. Das „Pfui“ richtet sich ja – damals wie heute – keineswegs nur gegen sexuelle Provokation, das Bedeutungsspektrum reichte und reicht von kulinarischem Abscheu und Ekel über allgemeinen Widerwillen bis zu politischer Mißbilligung und Empörung. Lena benutzt es übrigens im Dialog mit ihrer Gouvernante, als sie den ihr zugeordneten Erbprinzen als „Mann“ bezeichnet, „den man nicht liebt. (*Sie erhebt sich.*) Pfui! Siehst du, ich schäme mich.“⁸² Nicht, daß Büchner die Zote nicht zuzutrauen wäre – „Danton’s Tod“ ist voll von „ganz grellen und nur auf Eines bezüglichen Eindeutigkeiten“⁸³. „Leonce und Lena“ ist in dieser Hinsicht subtiler angelegt. Man kann Valerio durchaus nachsagen, daß ein frivoler Schelm ist, weil er sich eine spöttisch-unverschämte Bemerkung über das luftige Kleid der Gouvernante erlaubt, und diese selbst, die Gouvernante mit ihrem großzügigen, lebkuchenherzförmigen Dekolleteé, scheint sich einen natürlichen Sinn für Sexualität bewahrt zu haben. Kein Zweifel auch, Leonce ist ein selbstsüchtiger Genußsucher und seines bisherigen Luxuslebens einschließlich der sexuellen Versorgung durch seine Mätresse überdrüssig. Seine rhetorische Frage „Mein Gott, wie viel Weiber hat man nöthig, um die Scala der Liebe auf und ab zu singen? Kaum daß eine einen Ton ausfüllt“ (I/3), ist ein Plädoyer für sexuelle Polyphonie. Ferner gibt es Anspielungen auf erotische Literaturstellen und den einen oder anderen kecken Studentenspruch⁸⁴. Aber derbe Zoten wird man in „Leonce und Lena“ vergeblich suchen. So stünde denn Peters Erektion ziemlich allein auf weiter Flur. Weshalb ich sie, aus den genannten Gründen, zur Vision erkläre.

Leonces eben zitierte „Scala der Liebe“ hat Arnd Beise unlängst in assoziativen Zusammenhang mit einer erotischen Kreidelithographie des Pariser Künstlers

⁸² „Leonce und Lena“, I/4.

⁸³ Georg Büchner: „Briefwechsel. Kritische Studienausgabe“, hrsg. von Jan-Christoph Hauschild, Basel u. Frankfurt/Main 1994, S. 56.

⁸⁴ „Leonce und Lena“, III/3: „horizontales Verhalten“ (möglicherweise abgemildert aus ursprünglich „horizontales Handwerk“).

Eugène Lepoittevin gebracht, entstanden um 1835. Beise druckt sie in seiner „Einführung“ ab, weil Leonces „zynische Bemerkung“ darin „ihre Parallele“ habe⁸⁵. Hat sie das wirklich? Das pikante Bildchen zeigt einen Virtuosen, der auf einer aus acht unterleibsnackten Frauen gebildeten Orgel spielt; sein Manual sind die Vulven. Ob der Musiker auch noch zusätzlich mit seinem membrum virile *orgelt*, ist nicht genau erkennbar. Jedenfalls aber *singt* er nicht, schon gar keine *Tonleiter*, wie sogar das nur flüchtig angedeutete Notenheft belegt. Die Assoziation ist also, für meinen Geschmack, etwas weit hergeholt. Der Verlag sah das aber offenbar anders und hat dem Bildvergnügen immerhin doppelt soviel Platz eingeräumt wie den abgebildeten Büchnerporträts, um des „grotesken Effects“ willen, möchte ich behaupten. Im drastischen Ergebnis (gemeint sind die Erektionsvision und das Vulvamanual) werden Mayer, Grimm und Buck somit noch übertroffen; allerdings wird – wie auch bei Martin – erfreulicherweise nicht der Versuch unternommen, biographische Schlußfolgerungen zu ziehen.

Ein anderes Mißverständnis betrifft Büchners literarhistorische Einordnung und Gesamtwürdigung. „Die vor des Lebens Reife ihr Schicksal hinweggerafft, sind von einem wehmütigen Reiz des Unfertigen, Ahnungsvollen umgeben, der auf die Trümmer, die sie hinterließen, verklärend zurückstrahlt“, schrieb Paul Landau 1909 in der biographischen Einleitung seiner zweibändigen Büchner-Ausgabe, und auch, daß Büchner „nichts“ habe „abrunden können zur Reife und Vollendung“⁸⁶. „Reiz des Unfertigen“, Verklärung der „Trümmer“, keine „Vollendung“ – damit war alles wesentliche in wünschenswerter Klarheit formuliert. Dennoch gilt bis heute selbst in Fachkreisen als selbstverständlich, daß Büchner „ein außergewöhnlich frühvollendeter Dichter“⁸⁷ gewesen sei. Die Wissenschaftliche Buchgesellschaft wirbt für Arnd Beises aktuelle „Einführung in das Werk Georg Büchners“ mit dem Köder vom „frühvollendeten Genie“⁸⁸, und der Reclam-Verlag bewirbt die von Ariane Martin soeben neu herausgegebenen

⁸⁵ Arnd Beise: „Einführung in das Werk Georg Büchners“, Darmstadt 2010 (Einführungen Germanistik, hrsg. von Gunter E. Grimm und Klaus-Michael Bogdal), S. 106.

⁸⁶ Georg Büchner: „Gesammelte Schriften. In zwei Bänden“, hrsg. von Paul Landau, Berlin 1909, Bd. 1, S. 7 und 9.

⁸⁷ So das Begleitheft einer „Wozzeck“-Einspielung durch die Pariser Oper unter Pierre Boulez aus dem Jahr 1971; CBS 79251.

⁸⁸ <http://www.wbg-wissenverbindet.de/WBGShop/php/Proxy.php?purl=/wbg/products/search/show,8585,Beise.html#8585> 5 (aufgerufen am 7.5.2012). Im Buch selbst konzediert Beise lediglich, daß „die Rede vom ‚Frühvollendeten‘“ auf Büchner „paßt“ (S. 16).

„Sämtlichen Werke und Briefe“ gleichfalls mit dem Hinweis, es handle sich um „eine Gesamtausgabe der Werke des früh verstorbenen – und vielleicht des einzigen frühvollendeten – deutschen Klassikers“⁸⁹.

Das Attribut hat eine lange Tradition: In seinem Nachruf von 1837 bezeichnete Karl Gutzkow Büchner als einen „früh vollendeten jungen deutschen Dichter“; angesprochen war damit, daß er seine Lebensbahn früh vollendete, früh verstarb. Mit den Jahren verschwand die Bedeutung von „vollenden“ als Synonym für „sterben“ aus dem alltäglichen Sprachgebrauch – als Attribut aber blieb es an Büchner haften, das ihn zu einem früh zur Meisterschaft Gelangten erklärte. Über die Zeitläufte hinweg sahen sich die Anhänger der Frühvollendung durch die einerseits konventionell-gediegene, andererseits grenzüberschreitende künstlerische Form seiner Dichtungen bestätigt, die Büchner aufregend modern erscheinen ließ, ihn beinahe zu einem Zeitgenossen machte. Längst weiß man, daß diese Modernität im wesentlichen Ergebnis eines Zufalls ist – des zufälligen Todes des Dichters, und insofern ein Irrtum, genauer: eine Fehleinschätzung.

Am 19. Februar 1837 hat ein Bakterium namens *Salmonella typhi* den Menschen Georg Büchner tragischerweise getötet, die teils unfertige Gestalt seiner Dichtungen aber glücklicherweise bewahrt. Das eine wäre wohl ohne das andere nicht zu haben gewesen. Das Typhusbakterium hat Büchners unveröffentlichte Manuskripte gewissermaßen schockgefroren. Zwei seiner Dichtungen, „Lenz“ und „Woyzeck“, blieben auf diese Weise Fragment. Ihnen fehlt jeder Schliff, jede Abrundung, wodurch immer auch die Genialität des ersten Entwurfs wegpoliert wird. Ihnen fehlt sogar noch mehr: ein gründliches Lektorat und erst recht die Vollendung.

Ich sage damit nichts Neues. All das ist seit mindestens hundert Jahren bekannt. Dennoch wird bis heute das flüchtig Montierte in „Danton's Tod“, das philologisch Korrupte, Skizzenhafte und Fragmentarische in „Lenz“ und „Woyzeck“ ahistorisch als genialer Vorklang der Moderne gedeutet. Das ist so, als würde man Palettenabdrücke von Dürer oder Tizian in Unkenntnis ihrer zufälligen Entstehung

⁸⁹ Georg Büchner: „Sämtliche Werke und Briefe“. Hrsg. von Ariane Martin, Stuttgart 2012, siehe <http://www.reclam.de/detail/978-3-15-010820-8> (aufgerufen am 7.5.2012).

als abstrakte Meisterwerke feiern. Henri Poschmann beispielsweise stilisiert die „Woyzeck“-Fragmente mit heutigen ästhetischen Maßstäben zum vollendeten Drama, wenn er ausführt: „Der Fragmentstatus des Werks hält sich in bestimmteren Grenzen als bislang noch vermutet. Annähernd lückenlos [...] liegen die ausgearbeiteten Bestandteile eines vollständigen Dramas vor. Es war nur noch eine abschließende, das Ganze vereinende Reinschrift herzustellen.“⁹⁰ Den von Büchner zuletzt erreichten Arbeitsstand hält er für den verbindlich gewollten, die Handschriften 1 bis 3 (in seiner Zählung) für die unmittelbare Grundlage einer verlorenen Druckvorlage⁹¹, mindestens aber einer durch den Tod des Dichters knapp verhinderten Reinschrift, H4 für einen ebenfalls drucktauglichen Nachzügler, der das Mundum komplettieren sollte und von Büchner, vermutlich zum Zwecke des Briefversands an einen unbekanntem Verlag, gefaltet worden sei⁹². Ja, die beiden auf H4 flüchtig skizzierten Szenen sind Poschmann sogar Beweis dafür, daß Büchner seinen Text kaum für verbesserungsbedürftig hielt, daß es dafür nur dieser beiden Szenen bedurfte⁹³. Autorintention und Überlieferungslage werden hier stillschweigend gleichgesetzt. Daß die Fragmente titellos geblieben sind, auch die sogenannte vorläufige Reinschrift H3 zunehmend Entwurfscharakter annimmt und in H4 die Sprecherbezeichnungen nur angedeutet sind, vermag Poschmann nicht zu erschüttern.

Der gleiche Vorbehalt gegenüber der Einschätzung des Textstatus' gilt für das Prosafragment. „Den 20. ging Lenz durch's Gebirg. [...] Müdigkeit spürte er keine, nur war es ihm manchmal unangenehm, daß er nicht auf dem Kopf gehn konnte.“ Wenn Arnold Zweig in seinem „Versuch über Büchner“ aus dem Jahr 1923 feststellt, daß „mit diesem Satz [...] die moderne europäische Prosa [beginnt]“, dann ist dies eine persönliche Wertung, die als solche nicht zu kritisieren ist. Zugleich aber darf festgestellt werden, daß mit diesem Satz nicht Büchners „Lenz“-Erzählung hätte beginnen sollen, was Zweigs Hymnus dann doch beträchtlich relativiert. Selbstverständlich hat Büchner nicht ernstlich beabsichtigt, seinen Protagonisten nur mit dem Familiennamen und ohne jede weitere Information in die Erzählung einzuführen und dabei zwar den Tag, aber nicht Jahr

⁹⁰ P 1, S. 695.

⁹¹ Ebd., S. 696.

⁹² Ebd.

⁹³ Büchner hat „nur noch an zwei entscheidenden Stellen wichtige Akzente gesetzt“ (P 1, S. 695).

und Monat zu nennen. Keines der Dokumente zur Entstehung des Textes deutet darauf hin, daß Büchner sein Schreibvorhaben auf die Darstellung des knapp dreiwöchigen Aufenthalts bei Oberlin im Steintal hat beschränken wollen. Vielmehr ist anzunehmen, daß die von Büchner geplante „Novelle“ „den Bogen von der Ankunft des Livländers in Straßburg 1771 über die Sesenheim-Besuche des Folgejahrs und seiner Tätigkeit als Schriftführer in der Straßburger Deutschen Gesellschaft 1774 und 1775 bis zur Verbringung aus dem Elsass im Februar 1778 spannen sollte“⁹⁴. Der scheinbare Anfang stammt also aus dem Schlußteil, die verbreitete Auffassung, wonach es sich um den Beginn von Büchners „Lenz“-Fragment handelt, resultiert lediglich aus der Herausgeberentscheidung, dies nicht kenntlich zu machen, und die angebliche Modernität ist nicht Ergebnis einer Kunstanstrengung, sondern im wesentlichen dem Fragmentcharakter geschuldet.

„Leonce und Lena“, dieser eklektizistische Geniestreich, will gerade durch seine Geläufigkeit bestechen, durch Signale, deren Erkennen für den Literaturfreund nicht ohne Unterhaltungswert ist. Aber auch an „Danton’s Tod“ und „Woyzeck“, denen fraglos kühne Neuerungen zu bescheinigen sind, kann man zeigen, daß Büchner auf Bewährtes zurückgreift. Damit ist zunächst keine Mißbilligung verbunden, wie Mayer⁹⁵ und ich⁹⁶ sie – von unterschiedlichen Standpunkten aus – vorgenommen haben, was jüngst Bodo Morawe als Beleg dafür galt, „dass in der ‚Danton‘-Forschung insgesamt etwas nicht stimmig ist.“⁹⁷ Meine kritische Anmerkung, es handle sich bei „Danton’s Tod“ um ein (zum Teil der Eile geschuldetes) Anfängerstück⁹⁸, wird aber nicht dadurch entkräftet, daß Morawe die faktische Kennzeichnung mit dem hinzuerfundenen Vorwurf des Dilettantismus

⁹⁴ Herbert Wender: „An den Grenzen der Konjunkturalphilologie. Zu einigen offenen Fragen der Büchneredition.“- In: „Commitment and Compassion: Essays on Georg Büchner. Festschrift for Gerhard Knapp“. Hrsg. von Patrick Fortmann und Martha B. Helfer. Amsterdam / New York 2012, S. 303-324, hier S. 313. Vgl. auch Wenders Beitrag „Müdigkeit spürte er keine...‘ – Wie ein saarländischer Lehrfilm Büchners Lenz auf den Kopf stellt“, in: „Saarbrücker Hefte“ 106 (Winter 2011/12), S. 103-110.

⁹⁵ Siehe GB I/II, S. 134.

⁹⁶ Hauschild 1993, S. 438.

⁹⁷ Bodo Morawe: „Citoyen Heine. Das Pariser Werk“, Bd. 1: „Der republikanische Schriftsteller“, Bielefeld 2010, S. 300, Anm. 35; wiederholt in: ders.: „Faszinosum Saint-Just“, Bielefeld 2012, S. 87.

⁹⁸ „Problematisch an ‚Danton’s Tod‘ bleibt, daß es beides sein will: realistisches Geschichtsdrama und dramatisierte Geschichte, kunstfertiges Schauspiel und beweiskräftiges historisches Szenario. Das ist selten gutgegangen und funktioniert auch in diesem Anfängerstück nicht, bei dem sich Büchner zu sehr als Rhetor und zu wenig als Architekt betätigte, den Stoff mehr schlecht als recht organisierte. Zwar fehlt es den beiden ersten Akten nicht an Handlung, doch vermißt man den notwendigen Akzent am Schluß des II. Akts, wo noch einmal eine ‚Raketenstufe‘ hätte ‚gezündet‘ werden müssen, die das verbleibende Drittel des Stücks voranbrächte“ (Hauschild 1993, S. 438).

verbindet und das Drama nun umgekehrt zum „Juwel der Weltliteratur“ stilisiert, was denn doch ein bißchen an Karl Viëtors Lobpreis der „ewigen“ Dichtung erinnert⁹⁹. Das ist zwar allemal erfreulicher als die seinerzeitige Stigmatisierung zum „Brandmal für die deutsche Literatur“ durch Felix Frei anno 1835¹⁰⁰, doch liegt auch hier das Idealbild des vollendeten Genies zugrunde, dessen Werk außerhalb jeder Kritik steht. Das scheint mir dann doch die Anwendung des monarchischen Prinzips auf die Literaturkritik¹⁰¹. Muß noch daran erinnert werden, daß Büchner selbst sein „Werk keineswegs für vollkommen“ hielt und versprach, „jede wahrhaft ästhetische Kritik“ – um keine andere handelt es sich hier – „mit Dank annehmen“¹⁰² zu wollen?

Dem Titel von Henri Poschmanns Monographie „Dichtung der Revolution und Revolution der Dichtung“ liegt die Auffassung zugrunde, daß Büchner in seinem Revolutionsdrama „die Revolutionierung der dramatischen Form und der ästhetischen Auffassungen“ betrieben habe.¹⁰³ Ich glaube nicht, daß dies zutrifft; der Titel, der obendrein an Reinhold Grimms dialektische Schlagwortwolke vom „erotischen Revolutionär und revolutionären Erotiker“ erinnert, scheint mir vielmehr der Suche nach einem prägnanten Slogan geschuldet. Der Sachverhalt, Büchners Beitrag zur Entwicklung des modernen Dramas, wurde zugunsten des dialektischen Wortspiels übertrieben, wo nicht verfälscht. Man muß ja nicht so weit gehen wie Gottfried Keller, der in Büchners „Frechheit“, den „Unmöglichkeiten“ in „Danton's Tod“ und der Zola überbietenden „Art von Realistik“ in „Woyzeck“, das einzige sichere Genie-Symptom erkannte, „das übrige“ sei ja „fast alles nur Reminiszenz oder Nachahmung“. Mir scheint, daß jede der vier Dichtungen für den Verfasser, bei aller Rückversicherung in der Tradition, auch – hierin dem „Hessischen Landboten“ ähnlich – eine mutige Probe auf die Praxis war, ein Experiment, ein Gang ins Ungewisse. Wiederum Paul Landau hat es vor bald 100 Jahren schlüssig zusammengefaßt: „In jeder dieser Arbeiten flammt etwas Neues

⁹⁹ Viëtor 1934, S. 99.

¹⁰⁰ Vgl. Hauschild 1985, S. 185-189.

¹⁰¹ Republikanischer erscheint mir das Lessingsche Diktum: „mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister“; s. „Briefe, antiquarischen Inhalts“, 57. Brief. In: Gotthold Ephraim Lessing: „Sämtliche Schriften“, Berlin und Stettin 1828, Bd. 32, S. 171.

¹⁰² Georg Büchner: „Briefwechsel. Kritische Studienausgabe“, hrsg. von Jan-Christoph Hauschild, Basel u. Frankfurt/Main 1994, S. 75.

¹⁰³ Henri Poschmann: „Georg Büchner. Dichtung der Revolution und Revolution der Dichtung“, Berlin und Weimar 1983 (3. Aufl. 1988), S. 92.

auf, erkennen wir etwas Zukunftsvolles, an das die moderne Literatur angeknüpft hat. Keine seiner Schöpfungen wiederholt die andere, sondern eine jede spinnt Fäden in weite Fernen, streckt ihre Fühler aus nach einem Neuland, das damals noch der Entdeckung harrte. Und zugleich sind sie alle, diese Werke, keine Hybriden, außerhalb der Entwicklung liegenden Schöpfungen; vielmehr stehen sie auf dem Boden der Tradition, wachsen organisch hervor aus den literarischen Voraussetzungen ihrer Zeit.¹⁰⁴

Es ist ja nicht zwingend, daß in einem Stück über die Fraktionskämpfe unter den Jakobinern Anfang des Jahres 1794, das mit dem Anspruch von geschichtlicher Treue daherkommt, die Ehefrauen von Danton und Camille Desmoulins den einsamen Liebestod sterben. Ganz im Unterschied zu ihren jeweiligen Gatten, deren Tod als Konsequenz ihres Handelns erscheint, als politischer Tod. Henry J. Schmidt hat es so formuliert: „Ein guter Mann stirbt für seine Ideale, was tragisch ist, eine gute Frau hingegen stirbt für ihren Mann, was schön ist.“¹⁰⁵ Solch ein männlich-heroischer Tod wird Lucile und Julie von Büchner versagt; stattdessen läßt er sie einen bürgerlichen Liebes- und weiblichen Märtyrertod wählen.

Hätte Büchner gewußt, daß Sebastienne-Louise Gély, verheiratete Danton, aus einer royalistisch gesinnten Bürgerfamilie stammte und drei Jahre nach dem Tod ihres Gatten ein zweites Mal heiratete – vielleicht wäre er dann nicht auf den seltsamen Gedanken verfallen, Madame Danton sich nach bloß zehnmonatiger Ehe, unmittelbar vor der Hinrichtung ihres Gatten, umzubringen zu lassen. So aber geriet ihm Louise zu einem häuslichen Eheweib; obendrein gab er ihr mit „Julie“ einen Namen, der deutlich auf Shakespeare verweist. Diese Julie stilisierte er sodann zu einer bis in den Tod treuen Partnerin. Treusorgend ist diese Julie bei Büchner, liebevoll um das Wohl ihres Gatten besorgt, stets darauf aus, ihn zu bestärken und zu beruhigen. Da wundert man sich denn auch nicht, daß der frei flottierende Freier seine Eheliebste wie ein braver Bürgersmann auffordert, „zu

¹⁰⁴ Paul Landau: „Georg Büchner und die Gegenwart“, in: „Berliner Börsen-Courier“, 17.10.1913; vgl. „Georg Büchner und die Moderne. Texte, Analysen, Kommentar“, hrsg. von Dietmar Goltschnigg, Bd. 1, Berlin 2001, S. 193.

¹⁰⁵ Henry J. Schmidt: „Frauen, Tod und Revolution in den Schlußszenen von Büchners *Danton's Tod*“, in: „Zweites Internationales Georg Büchner Symposium 1987. Referate“, hrsg. von Burghard Dedner und Günter Oesterle, Frankfurt/Main 1990, S. 286-305, hier S. 291.

Bett“ zu gehen; dort ruht er bald schon, um Heine zu zitieren, „warm / In seiner treuen Gattinn Arm“¹⁰⁶.

In Wahrheit, ich sagte es schon, dachte Madame Danton gar nicht daran, ihrem Gatten im Tod voranzugehen, sie starb 1858 im Alter von 81 Jahren. Sogar den Dichter von „Danton’s Tod“ überlebte sie damit um mehr als zwei Jahrzehnte. Und auch wenn Ariane Martin jüngst eine literarische Tradition für Luciles suizidale Selbstbeichtigung nachweisen konnte¹⁰⁷, war Büchner aus seinen Quellen genau bekannt, daß Anne-Lucile-Philippe Desmoulins gerade nicht zu den todessehnsüchtigen Frauen gehörte, die sich aus purem Liebesschmerz öffentlich des Royalismus bezichtigten, sondern daß sie im Gegenteil erhebliche Anstrengungen unternahm, um Camille freizubekommen¹⁰⁸. Verurteilt wurde sie nicht wegen ihrer selbstmörderischen Provokation, sondern aufgrund des politischen Vorwurfs, sie habe die Befreiung ihres Mannes geplant. Infolgedessen wurde sie am 4. April 1794, also noch vor der Liquidierung ihres Mannes, inhaftiert und am 13. April, acht Tage nach ihm, hingerichtet. Ganz anders also als bei Büchner. Was er mit Louise/Julie und Lucile anstellt, läuft auf eine Bestechung der Zuschauergefühle hinaus; die Suizidmonologe, mit denen Julie und Lucile ihrem Tod entgegengehen, sind gleichsam Todesarien ohne Musik; im Finale einer Oper, wo das Glück der Zuschauer ja aus dem Unglück der Figuren entsteht, wären ihre Sterbewünsche daher besser aufgehoben. Aber, wie der Dichter sagt: *wer liebt, hat Recht*, und das Drama gewinnt dadurch bedeutend an Tragik, die ihm sonst nicht so einfach zukäme. Daß „Danton und d[ie] Banditen der Revolution“ den Bühnentod erleiden, ist ja nicht tragisch, jedenfalls nicht für Büchner, der sein Stück bewußt nicht als Trauerspiel, sondern als „Drama“ bezeichnet hat. Auch wenn man dem mit Renitenz widersprochen hat: Gattungspoetologisch impliziert das Drama, im Unterschied zum Trauerspiel, die

¹⁰⁶ DHA III, S. 361.

¹⁰⁷ Ariane Martin: „Miscellen zu Büchners Quellen“, in: „Georg Büchner und das 19. Jahrhundert“, hrsg. von Ariane Martin und Isabelle Stauffer, Bielefeld 2012, S. 291-306, hier S. 293 f.

¹⁰⁸ Büchner erwähnt die Denunziation Alexandre de Laflottes in III/6. Zu Luciles Bemühungen vgl. „Conversations-Lexicon oder encyclopedisches Handwörterbuch für gebildete Stände. In zehn Bänden“, Bd. 3, Altenburg und Leipzig 4. Aufl. 1817, S. 134; „Die Geschichte Unserer Zeit, bearbeitet von Carl Strahlheim, ehemaligem Officiere der kaiserlich französischen Armee“, Zwölfter Band, Stuttgart 1828, S. 151; Karl Friedrich Beckers Weltgeschichte. Sechste Ausgabe, neu bearbeitet von Johann Wilhelm Loebell. Mit den Fortsetzungen von G. Woltmann und K. A. Menzel. Dreizehnter Theil. Geschichte unserer Zeit, von K. A. Menzel. II“, Berlin 1829, S. 58; „Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste“, herausgegeben von Johann Samuel Ersch und Johann Gottfried Gruber, 1. Section, 24. Theil, Leipzig 1833, Artikel „Desmoulins, Camille“, S. 272.

„glückliche Katastrophe“, den erfreulichen „Vollendungspunkt“¹⁰⁹. In diesem Sinne konnte der liberale Historiker Wilhelm Wachsmuth 1832 über Danton resümieren: „Sein Tod war ein Glück für Frankreich“; freilich mit dem Zusatz: „er öffnete den Abgrund für Robespierre“¹¹⁰.

Und warum macht Büchner aus Woyzecks Opfer – den Quellen zufolge eine 46jährige Witwe in gesicherten Verhältnissen – eine junge ledige Mutter, warum verlegt er Woyzecks Wirkungskreis ins Soldatenmilieu und verwandelt den ledigen Obdachlosen in einen fleißigen, erwerbstätigen, lesekundigen und bibelfesten Familienvater im „Quasi-Ehestand“? Weil auch das wieder die Gefühle des Publikums auf das heftigste zu bewegen vermag. Denn daß ein vagabundierender „alter Kerl“ aus „Eifersucht“ „ein altes Weib“ ersticht, wie Christian Dietrich Grabbe, von 1820-1822 Jurastudent in Leipzig, die Tat seinerzeit in einem Brief an seine Eltern lakonisch beschrieb, wäre selbst für ihn ungleich schwieriger zu dramatisieren gewesen. Im Gegensatz zu Danton, der durch seine Kühnheit und Verderbtheit zu beeindrucken vermag, und zu Lenz, dem ein durch Krankheit übersteigertes Künstlernaturell eignet, besitzt Woyzeck nichts dergleichen. Als Einzelmensch ist der Proletarier Woyzeck nicht interessant, weshalb Büchner ihn nach Kräften interessant machen mußte.

Am Rande sei vermerkt, daß die Dialoge nicht ganz frei von Soziallarmoyanz sind und daher gelegentlich an sentimentale Trivialprosa erinnern¹¹¹, mit der Büchner im übrigen nichts gemein hat: „Ich bin ein armer Kerl“, „ich bin ein armer Teufel“, „ich bin nur ein arm Weibsbild“, und vor allem das zweimalige „Wir arme Leut“. Alban Berg in seiner Oper hat das Motiv denn auch gleich

¹⁰⁹ Hauschild 1992, S. 71 und 1993, S. 460 und Anm. S. 640. Martin Selge hat gezeigt, daß im Drama – abweichend von Büchners Quellen, denen zufolge in diesem Moment eine „dumpfe Stille“ herrschte – bei der Hinrichtung der Dantonisten „eine Art Volksfeststimmung“ aufkommt (Martin Selge: „Marseillaise oder Carmagnole? Zwei französische Revolutionslieder in ‚Dantons Tod‘, in: Katalog Darmstadt, S. 235-240, hier S. 236). Anstatt seinen Duzfreund Selge für seine Interpretation zu tadeln, polemisierte Mayer 1993 gegen mein zustimmendes Selge-Zitat, freilich mit Unterschlagung des eigentlichen Autors. Sein nicht zu überbietendes Fazit der Rowohlt-Monographie lautete: „dieses (ganze) Buch ist seinem (ganzen) Thema nicht angemessen“ (Mayer 1993, S. 68).

¹¹⁰ „Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste“, herausgegeben von Johann Samuel Ersch und Johann Gottfried Gruber, 1. Section, 23. Theil, Leipzig 1832, Artikel „Danton, Georg Jacob“, S. 84.

¹¹¹ Reinhold Grimm warf nebenbei die Frage auf, ob der Tod von Marions Mutter, ein „Tod aus ‚Gram‘“, nicht „geradewegs aus dem Melodrama“ stamme (Grimm, S. 311).

mit drei, im Orchester-Epilog sogar mit dem zornigen Pathos von vier Posaunen ausgerüstet.

Nein, wenn Büchner den Status eines Ewigheitigen beanspruchen kann, dann nicht wegen der vermeintlichen Modernität seines Werks, das scheinbar literarische Moden des 20. Jahrhunderts vorwegnimmt, sondern vor allem wegen der zu Beginn reklamierten einzigartigen Synthese, zu der sich der ergebnisoffene Forschungs- und Untersuchungsdrang des Wissenschaftlers, der produktive Kunstsinn des Dichters und die eingreifende Solidarität des *citoyen* miteinander verbinden. Eins greift ins andere, keines scheint ohne die beiden anderen denkbar. Stets war es das Wirkliche, das ihn interessierte. Als Dichter wandte er sich gegen eine Verfälschung der Wirklichkeit im Sinne des Kunstschönen, als Wissenschaftler ging er dem Wahrheitsgehalt von Theorien auf den Grund, trug durch eigene Forschungen zum Wissenszuwachs bei, als politischer Agitator orientierte er sich an der Realität der sozialen Verhältnisse, war auf empirische Erkenntnisse aus und suchte über deren Ermittlung die Bewußtseinsbildung und Mobilisierung voranzutreiben. Es fiel ihm nicht ein, Teil der irrenden Mehrheit zu werden, die sich mit dem gesellschaftlichen status quo abfand. Bis zuletzt hat er sich seine Hoffnung auf Gerechtigkeit in den gesellschaftlichen Verhältnissen bewahrt, und nichts berechtigt zu der Annahme, daß ihm, hätte er länger gelebt, sein radikaler Gerechtigkeitssinn abhanden gekommen wäre.

Büchners Dichtungen zeigen Zweifler und Verwirrte und die strukturelle Gewalt in den Beziehungen der Menschen untereinander; Massenarmut bildet seinen tragischen Grund, die Schreckenserfahrungen der Französischen Revolution liegen darüber wie dunkles Gewölk. Er hatte Augen und Ohren für das Geringe und für das Mächtige, weshalb ihn die wunde Seele sozialer oder künstlerischer Grenzgänger nicht weniger interessierte als das Denken und Handeln der Revolutionsführer. Seine Protagonisten, allen voran der Archetypus Woyzeck, sind Figurationen von hoher Verweisungskraft und seine Stücke von einer Geräumigkeit, die stets auch für gegenwärtige Daseinsbeschwerden Platz bietet. Er hat Grundfragen, die uns bis heute bewegen, nicht bloß gestellt – das würde es uns leicht machen, ihnen auszuweichen –, sondern in Szene gesetzt und damit

den zum Kunstgenuß bereiten Theatergängern als Steine in den Weg gelegt; und er hat für all das eine Sprache gefunden, die noch heute berührt.